

Marion Brandt

"Text-Ränder. Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur", Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg 2011 : [recenzja]

Studia Germanica Gedanensia 30, 259-264

2014

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Jürgen Joachimsthaler, *Text-Ränder. Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur*. 3 Bde., Winter Verlag, Heidelberg 2011, 1420 S.

Die Fragestellung der Studie von Jürgen Joachimsthaler ließe sich prägnant wohl so formulieren: Wie werden in der deutschen Literatur nicht-deutsche Kulturen repräsentiert, die im Zuge der Christianisierung germanisiert, vom Deutschen Orden unterworfen oder vom preußischen Staat einverleibt und im Deutschen Reich kolonialisiert wurden? Die literarische Darstellung der „kulturellen Vielfalt in Mitteleuropa“ bewegt sich für Joachimsthaler zwischen zwei Schreibweisen. Da ist zum einen die „offene Textur“, die Polyphonie, Hybridisierung, Mischung, mehrere Sprachen und Kulturen gleichzeitig zulässt, und die bei Hamann, Herder und Jean Paul realisiert und reflektiert wird. Im „geschlossenen Text“ wird dagegen eine Identität mittels einer unüberschreitbaren Differenz symbolisch vom Anderen abgegrenzt und zwischen dem Eigen- und Fremdkulturellen eine Wertehierarchie geschaffen, die im Extremfall, der Kolonialliteratur, Kultur und Nicht-Kultur gegenüberstellt. Als Prototypen dieser Schreibweise werden Gustav Freytags Roman *Soll und Haben* und die Ostmarkenliteratur angeführt. Ausgehend von dieser Skizzierung der „Modelle literarischer Interkulturalität“ sowie weiterer Überlegungen u.a. zu den „interkulturellen Wurzeln des Konzepts ‚Volk‘“ betrachtet Joachimsthaler dann literarische Repräsentationen verschiedener Kulturen in der deutschen Literatur und bezieht dabei auch deren eigene Literaturen mit ein.

Die erste Reihe der Textanalysen beschäftigt sich mit literarischen Imaginationen und Darstellungen der Pruzen. Im Namen des Staates „Preußen“, der auf dem von den Pruzen bewohnten und vom Deutschen Orden eroberten Gebiet entstand, sieht Joachimsthaler ein Palimpsest, dem „das Gedächtnis an das baltische Volk der Pruzen eingeschrieben“ sei (I, 266). Auch die Literatur stelle ein solches Palimpsest dar, denn sie erzähle immer wieder aufs Neue – meist rechtfertigend – vom Untergang der „heidnischen“ Pruzen. Oft verläuft die Handlung nach dem selben Schema, nach dem sich die Pruzen selber vernichten – in einem Selbstopfer, das die „höhere“ christliche Kultur legitimiert, oder als Konsequenz der eigenen („barbarischen“) religiösen Bräuche. Höhepunkt dieser Literatur ist das Werk von Agnes Miegel. Andererseits wird der Untergang der Pruzen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auch aus preußenkritischer Perspektive erzählt. Als den „wahrscheinlich interessantesten deutschen Pruzenroman“ (I, 293) bezeichnet Joachimsthaler Alfred Brusts *Die verlorene Erde* (1926), in dem die Pruzen „nicht mehr nur das Palimpsest Preußens sondern der ganzen Welt [sind], alle Grenzen lösen sich in der von ihnen verkörperten universalen Einheit auf.“ (I, 299). An Brust knüpft Johannes Bobrowski an, in dessen Werk die Pruzen als Teil des kulturell vielfältigen, durch die Deutschen zerstörten Sarmatiens evoziert, zugleich aber auch als Projektionsfiguren des sie Anrufenden entmythisiert werden. Diese Textreihe beschließt Günter Grass' Roman *Hundejahre*, den Joachimsthaler ebenso wie die Romane von Brust und Bobrowski als Beispiele für die offene Textur charakterisiert.

Die darauf folgende Text-Reihe beschäftigt sich mit literarischen Repräsentationen der Wenden bzw. der Elblawen, die im heutigen Osten und Nordosten Deutschlands lebten und nach der gewaltsamen Christianisierung auch der Germanisierung unterlagen. Lediglich in der Lausitz konnten sie ihre kulturelle Identität bewahren. So wie die slawische Herkunft weiter Teile der preußisch-deutschen Gesellschaft verdrängt wird, so existieren auch in der deutschen Literatur kaum Wenden und Sorben. Wenn sie aber auftreten, sind sie wie bei Willibald Alexis „Musterbeispiel bemitleidenswert kulturellen Elends“ (I, 333) oder wie in der Ostmarkenliteratur Akteure eines bis ins Mittelalter zurückprojizierten deutsch-slawischen Kulturkampfes. Zu den interessantesten Publikationen im 19. Jahrhundert gehören die von Theodor Fontane, der in seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* an das untergegangene Wendische als „Palimpsest unter der preußisch-deutschen Landschaft“ (I, 355) erinnert und es im Roman *Vor dem Sturm* – in der Figur des Hoppemariens, mit der Reste des „wendischen Aberglaubens“ fortleben – als geheimnisvoll-unheimlich konnotiert. Die Verknüpfung des untergegangenen Wendischen mit Elementen des vorchristlichen Glaubens – Mythen, Legenden, Sagen – prägt dann auch Texte im 20. Jahrhundert, etwa von Peter Huchel und Kerstin Hensel, und grundiert ebenfalls den *Krabat*-Stoff. Nicht nur im Zusammenhang mit der Sage des „wendischen Faust“, die sich „zu einer zentralen Identifikationsgeschichte der Sorben“ (I, 412) entwickelt hat, fragt Joachimsthaler danach, welche Bedeutung das Verhältnis der deutschen Mehrheitskultur zu den Sorben für die Entstehung und Geschichte der sorbischen Literatur und das Selbstverständnis ihrer Autoren, etwa Jurij Brězan, Kito Lorenc und Róża Domaścyna, hatte und gegenwärtig hat.

Im Weiteren wendet er sich zwei Völkern zu, die teilweise von Preußen beherrscht wurden, und analysiert im Falle der Litauer eine harmonisierende, im Falle der Polen eine konfrontative Variante literarischer Repräsentation von kolonialer Herrschaft. Zwar werden sowohl Litauer als auch Polen im deutschen Diskurs des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gleichermaßen als Völker qualifiziert, die unfähig zur eigenen Staatsbildung seien, und denen daher nichts als die „Selbstaufgabe in der Assimilation“ (II, 49) an die deutsche Kultur, also die Selbstausslöschung ihrer ethnischen und nationalen Identität bleibe. Litauer aber werden anders als Polen als ein „liebenswertes, etwas zurückgebliebenes ‚Volk‘ [dargestellt], auf dessen zum Absterben verurteilte kulturelle Eigenart man von den Errungenschaften und Leiden der Moderne aus mit nostalgischer Wehmut blickte“ (II, 32). Die Idealisierung der Litauer zu einem im Naturzustand lebenden Volk fand ihre literarische Form in der Gattung der *Litauischen Geschichten* vor allem von Ernst Wichert und Hermann Sudermann; Joachimsthaler erkennt sie aber noch in Ulla Lachauers 1996 erschienenen *Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit*. Versuche, diese Konstruktion interkultureller Differenz zu unterlaufen, findet er dagegen bei Ernst Wiechert, in dessen Texten es keine „Zuschreibung angeblich national typischer Eigenschaften“ gebe (II, 79), und vor allem bei Johannes Bobrowski, dessen Werk im Zentrum des Litauer-Kapitels steht. Zwar situiere sich dieses ebenfalls „in der Tradition eines die Litauer tendenziell von oben herab zu kindlich einfachem ‚Volk‘ idyllisierenden kolonialisierenden Blicks“ (II, 103), doch vermittele es zugleich Einsicht in die Unzulänglichkeit und Begrenztheit dieses Blicks, etwa wenn sich das lyrische Ich bzw. der Erzähler an den Textrand der von ihm entworfenen Welt zurückzieht, sich in ihr als „fremd und machtlos“ oder als unsichtbaren, nicht anwesenden

Beobachter imaginiert. (II, 106). Bobrowskis Roman *Litauische Claviere*, der zur Reflexion über das Konstruiertsein deutscher Bilder über Litauen zwingt, beendet für Joachimsthaler daher die Gattung der *Litauischen Geschichten*.

Während die kulturelle Differenz zwischen Litauern und Deutschen, zumal im Bild der „deutschen Litauer“, fast gänzlich aufgehoben wird, wird sie im Falle Polens als eine unüberschreitbare Grenze markiert. Mehr noch: deutsch-polnische Begegnungen werden als ein unerbittlicher Kampf zwischen Kultur und Nicht-Kultur gezeigt. Es gibt keinen Frieden zwischen den Ethnien, wie Joachimsthaler schreibt, sondern der Friede „herrscht in den deutschen Figuren in Form des Bewußtseins, durch nichts Polnisches in sich selbst oder in ihrer unmittelbaren privaten Umgebung bedroht zu sein.“ (II, 186) Vor allem zwei literarische Handlungsmuster sind es, mittels derer die Grenze zwischen den beiden Kulturen immer wieder neu gezogen wird: 1) deutsch-polnische Geschlechterbeziehungen, in denen die Verführung zumeist von der polnischen Partnerin ausgeht; 2) Konflikte, die Figuren deutsch-polnischer Identität in ihrem Innern und in ihrer direkten Umgebung austragen müssen. In beiden Fällen muss das Polnische „besiegt“ oder verdrängt werden, andernfalls ist die Integrität, ja selbst das Leben der deutschen oder deutsch-polnischen Figur bedroht. Bemerkenswert ist Joachimsthalers These vom bleibenden Schmerz dieser Verdrängung bzw. (Ab-)Tötung, die etwa durch „nationale Sinngebung“ gerechtfertigt oder künstlerisch sublimiert wird. Als Polnisch werden dabei Emotionalität und Sinnlichkeit, als Deutsch Selbstdisziplinierung und innere Härte markiert. Eines der bekanntesten Werke, in denen die beiden genannten Handlungsmuster zusammentreffen, ist Thomas Manns Novelle *Der Tod in Venedig*, die Joachimsthaler allerdings in diesem Kapitel nicht untersucht, sondern bereits im einführenden Kapitel *Text-Ränder* anführt. Hier wendet er sich dagegen solchen Texten zu, die den Osten, also die polnischen Gebiete des Deutschen Reiches (Großpolen um Poznań, Schlesien, Pommerellen/Westpreußen), direkt zum Schauplatz der Handlung haben. Sie folgen zumeist dem Muster der „Ostmarkenromane“. Die Position Bobrowskis sieht Joachimsthaler wiederum ähnlich gewichtig wie im Falle der *Litauischen Geschichten*, da in dem Roman *Levins Mühle* „Thema und Struktur des Ostmarkenromans gezielt auf den Kopf“ gestellt werden (II, 233). Andererseits vermag er zu belegen, dass die Handlungsmuster der Ostmarkenliteratur, dabei auch das der „tödliche[n] Verderblichkeit deutsch-polnischer Liebesverstrickung für die deutsche Seite“ (II, 242), noch in der Nachkriegsliteratur und bis in die Gegenwart hinein fortwirken (etwa in Kurt Davids *Die Überlebende*, Dieter Fortes *Das Haus auf meinen Schultern* und Rolf Rothmanns *Hitze*).

Ohne Zweifel untersucht Joachimsthaler in diesen beiden Handlungskonstellationen zentrale literarische Muster des kolonialen Diskurses: Die Romane erzählen von der Gefährdung, der der Kolonisierende in der fremden Kultur ausgesetzt ist (der sogenannten „Verkafferung“), aber auch von der Möglichkeit bzw. dem Zwang zur Assimilierung, vor dem der Kolonisierte steht. Bereits in der einführenden Textanalyse *Drei Adler – Myslowitz. Ein Vorspiel* werden diese Konstellationen eingeführt, wobei zugleich auf ein ihnen gemeinsames, immer wiederkehrendes Motiv verwiesen wird, und zwar auf das des Selbstopfers oder der Selbstdisziplinierung als einer individuellen, inneren Zustimmung zur kolonialen Ordnung. Es liegt auf der Hand, dass diese Gestaltungen kultureller Differenz nicht nur in jener Literatur am häufigsten anzutreffen sind, deren Schauplatz in den preußisch (dann deutsch)

besetzten Gebieten Polens liegt, sondern gerade in Texten von Autoren, die selber aus diesen Gebieten stammen oder in ihnen lebten. Ein Schwerpunkt der Untersuchung liegt daher auf Robert Kurpiuns Roman *Der Mutter Blut*, den Joachimsthaler als den Klassiker oberschlesischer Literatur und „Zentralroman des oberschlesischen Nationalitätenkampfes“ (II, 220) bezeichnet und im Kontext der Germanisierung bzw. inneren Kolonisation Oberschlesiens liest. In dessen Nachfolge stehen dann die bekannten Oberschlesienromane von Arnolt Bronnen und August Scholtis. Bereits in den Romanen von Scholtis aber, die Joachimsthaler als Beispiele der offenen Textur charakterisiert, und die für Horst Bienek keine geringe Bedeutung hatten, wird die Region Oberschlesien zum „dritten Raum“ zwischen den Nationalismen und so zum „stete[n] Opfer der um sie streitenden Staaten“ (III, 84).

Die Repräsentationen dieser „dritten Räume“ sind Thema des letzten Bandes der großangelegten Studie. Joachimsthaler stellt die sicherlich nicht nur Zustimmung findende These auf, dass Masuren und Kaschubien nach 1945 für deutsche Schriftsteller, die – wie Siegfried Lenz und Günter Grass – in diesen Gebieten aufwuchsen, zur Folie für literarische Entwürfe eines Lebens zwischen den Nationen wurden, die es ihnen erlaubten, sich „vom schuldbelasteten deutschen Kollektiv wegzuschreiben“ (III, 99). Insofern bestehe das wirklich bedeutsame Bekenntnis in Grass' Erinnerungsbuch *Vom Häuten der Zwiebel* darin, dass hier offengelegt werde, wie sehr der kaschubisch-polnische Anteil der Familiengeschichte, der in *Die Blechtrommel* so stark in den Vordergrund rückt, „während der NS-Zeit tatsächlich verdrängt und aus dem Alltag ausgeblendet worden war.“ (III, 144)

Auch die Kultur der Choden, einer kleinen slawischen Bevölkerungsgruppe an der bayerisch-böhmischen Grenze, wurde, wie Joachimsthaler zeigen kann, zur Grundlage literarischer Entwürfe für ein Zusammenleben jenseits nationaler Zuschreibungen. Zu den spannendsten Erkenntnissen der hier rezensierten Arbeit gehört die, dass die zwischenkulturellen Welten häufig mit Matriarchatsbildern und Mutterfiguren – erinnert sei nur an Grass' Anna Koljaiczek (*Die Blechtrommel*) und Aua (*Der Butt*) – verbunden sind und dadurch kulturelle Relationen in ein familiengeschichtliches Modell (III, 197) einbetten. Die Überlegungen zu „dritten Räumen“ schließen mit Beispielen für die Konnotation Mittel- und Osteuropas in der gegenwärtigen deutschen und polnischen Literatur als „Niemandland“, „U-Topos“ und „Atlantis“ sowie für die offene Textur dieser Literatur.

Das Innovative an der Publikation von Jürgen Joachimsthaler besteht darin, dass sie die erste übergreifende Untersuchung zum Kolonialdiskurs über Mittel- und Osteuropa in der deutschen Literatur darstellt, der in den bereits zahlreichen postkolonialen Studien zur deutschen Literatur bisher kaum einmal zur Kenntnis genommen wurde. Dabei beschränkt sie sich nicht auf ein Aufgreifen von Methodik und Fragestellungen postkolonialer Studien, sondern erweitert diese um eine eigene philologische Dimension. Bei der Analyse literarischer Repräsentationen von kultureller Differenz ist für Joachimsthaler die Position, die das Fremdkulturelle (und die Begegnung mit ihm) innerhalb der Struktur eines Textes einnimmt, von grundlegender Bedeutung. Er geht von bekannten Texten (etwa den Werken von Thomas Mann) aus, in denen dieses als bestimmte Leerstelle, also als „markierte Abwesenheit“ (1, 61) erscheint, und verwendet dafür das titelgebende Wort „Text-Rand“, das so neben der textanalytischen auch eine bildhafte Bedeutung erhält. Die „Text-Ränder“ der deutschen Literatur schreitet er dann entsprechend den einzelnen Kulturen in

chronologischer Reihenfolge ab, von den ältesten literarischen Texten bis in die Gegenwart und hin zu denjenigen Werken, in denen die kulturelle Differenz ins „Text-Zentrum“ rückt. Die meisten der Analysereihen schließen mit literarischen Werken, deren Verfasser noch in den östlichen Gebieten des Deutschen Reiches aufgewachsen sind und diese mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges verlassen mussten. Wenn Joachimsthaler hier nun erneut von „Text-Rändern“ spricht, auf die „Text-Ränder“ in Werken derjenigen polnischen Schriftsteller treffen, die heute in diesen Gebieten leben bzw. die hier existierende Relikte deutscher Kultur literarisch thematisieren, verleiht er dem Begriff eine intertextuelle, aber auch eine weitere metaphorische Bedeutung.

Seiner Publikation, die ebenfalls die Perspektive der interkulturellen Literaturwissenschaft erweitert, ist größtmögliche Beachtung vor allem in der germanistischen Literaturwissenschaft in Deutschland zu wünschen. Leider wird dies nicht nur durch ein mangelndes wissenschaftliches Interesse an der Repräsentation deutsch-osteuropäischer Beziehungen in der deutschen Literatur, sondern auch durch die Spezifik der Darstellung nicht leicht werden. Der Publikation fehlt es an einer Reflexionsebene, die aus den Textinterpretationen herausragen würde; stattdessen schwimmt der Leser bzw. die Leserin im Fluss aneinander gereihter, oftmals sehr spannender Textanalysen immer weiter, in einem Fluss zudem, der sich in immer neue Arme zu teilen scheint. Dies ist vermutlich Programm. Die an literarischen Werken charakterisierte offene Textur scheint Joachimsthaler in seinem eigenen Text zu realisieren, in dem er einem zentralen, dominierenden Signifikantengebäude die fortwährende Signifikantenverschiebung vorzieht. So hat der Leser, wie es über ein Werk des litauischen Schriftstellers Vydūnas heißt, „viel eigene Synthesearbeit zu leisten“ (II, 72). Joachimsthaler referiert und kommentiert eine beeindruckende Fülle von literarischen Werken und berücksichtigt jedes Mal möglichst viele Ebenen des besprochenen Textes. Seine Arbeit hat insgesamt durchaus einen enzyklopädischen Charakter, entwirft ein literaturgeschichtlich mehrfach aufgefächertes Panorama und stellt eine Fundgrube von Texten und Beobachtungen, Erkenntnissen und Anregungen für künftige Forschungen dar. Selbstverständlich enthält sie auch Ansatzpunkte für Widerspruch, Polemiken und Ergänzungen. Neben einigen sachlichen Ungenauigkeiten¹ fällt vor allem ein Ungleichgewicht zwischen den einzelnen Teilen auf. So hätten die Abschnitte über die Literatur zu Danzig und den Kaschuben weiterer Recherchen und Analysen bedurft (der erste stützt sich vorwiegend auf Sekundärliteratur, der zweite auf eine recht schmale Textbasis). Feststellungen wie die, dass die Geschichte Danzigs unter polnischer Krone in der deutschen Literatur bis 1945 „fast schon systematisch ausgespart bleibt“, andererseits Danzigs Beziehungen zu Polen „eher alterisiert und zu Feindschaft polarisiert“ werden (III, 126), widersprechen sich nicht nur, sondern sie sind auch zu allgemein, als dass sie etwas über die Literatur sagen würden. Und es ließen sich Gegenbeispiele finden.² Verkürzt erscheint auch die Interpretation der

¹ So dürften die in *Effi Briest* erwähnten Kaschuben – berücksichtigt man die Lage des fiktiven Kessin und Fontanes Erinnerungen *Meine Kinderjahre*, in denen er Kaschuben noch bei Swinemünde wahrnahm – nicht bei Danzig anzusiedeln sein (III, 125). Auch spielt Jadwiga Łuszczewskas Roman *Panienka z okienka* nicht im Mittelalter (III, 127), sondern im 17. Jahrhundert.

² Zu den deutsch-polnischen Beziehungen im historischen Roman des 19. Jahrhunderts vgl. Janusz Moskowi: *Dzieje Gdańska w niemieckiej powieści historycznej XIX wieku*, Pruszcz Gdański 2009.

von Przybyszewski überlieferten Worte Paul Scheerbarts, er wolle nicht über das „Leben der Hafenarbeiter in Danzig“ schreiben (III, 125), richtete dieser seine Worte doch gegen die Vorlieben der Naturalisten. Daher fällt es schwer, sie als einen „expliziten“ Verzicht auf kaschubische Themen zu verstehen. Vielmehr könnten die hybriden Wesen, die Scheerbarts phantastische Welten bevölkern, analog der Janosch-Lektüre in der hier rezensierten Studie vor dem Hintergrund einer pluralen kulturellen Herkunft gelesen werden. Wie dieses Beispiel zeigt, wirkt Joachimsthalers Publikation also selbst noch unter der Lupe der Kritik anregend.

Marion Brandt
Uniwersytet Gdański

Mirosław Ossowski, *Literatura powrotów – powrót literatury. Prusy Wschodnie w prozie niemieckiej po 1945 roku*, Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego, Gdańsk 2011, 374 S.

Zwiększone zainteresowanie pisarzy niemieckich ziemiemi dawnych Prus Wschodnich pojawiło się po wojnie dość późno, można je było znów zaobserwować dopiero w latach siedemdziesiątych XX wieku. Nie chodziło przy tym tylko o poszukiwania śladów przez byłych mieszkańców w przestrzeni, z której wywodzili oni swoją tożsamość i gdzie pozostawili korzenie. Jak pisze Mirosław Ossowski, ukształtowała się także nowa tożsamość oraz świadomość dzisiejszych gospodarzy tych ziem. Jednostronna narodowa perspektywa stała się nieaktualna, tym bardziej po przystąpieniu Polski do Unii Europejskiej w 2004 roku, ustępując miejsca kompleksowym i ukierunkowanym ponadnarodowo badaniom dawnych form życia, gospodarki i kultury.

Tacy pisarze jak Johannes Bobrowski, Hans Hellmut Kirst, Siegfried Lenz, Arno Surminski, Ernst Wiechert, a także nieco młodsi jak Artur Becker, Manfred Peter Hein, Herbert Reinolf czy Herbert Somplatzki, utrwaliли w swoich utworach specyficzne uwarunkowania Prus Wschodnich – historyczne, kulturowe i etniczne. Do głosu doszli w końcu przedstawiciele pokolenia urodzonego po wojnie, a także – co ciekawe i nie jest aż tak rzadkie także w przypadku innych regionów – autorzy niezwiązani z tym obszarem pochodzeniem czy też urodzeniem.

Według autora monografii głównym czynnikiem, który spowodował powstanie szerokiego nurtu literatury prezentującej i portretującej Prusy Wschodnie jako krainę już tylko historyczną i literacką, była utrata tych terenów w roku 1945 przez Niemcy. Literatura poświęcona Prusom Wschodnim musiała odnieść się krytycznie do przeszłości i z nią rozliczyć.

Będąca plonem długoletnich badań i poszukiwań monografia Mirosława Ossowskiego jest poświęcona utworom literatury wysokiej – zgodnie z przyjętymi założeniami – dokonującej obrachunku z procesami historycznymi, mającymi miejsce w Prusach Wschodnich w XX wieku, które autor uznał za godne przybliżenia polskiemu czytelnikowi. Godny uwagi jest fakt, że wielostronnej analizie zostały poddane formy kształtowania przez literaturę obrazu tej prowincji we współczesnych Niemczech. Dla naświetlenia występujących